

HOYERSWERDA UND DIE GEBURT DES ANTIRASSISMUS

Interview mit Emmanuel Adu Agyeman

Dostluk Sineması

Im März 2013 lud das Kollektiv Dostluk Sineması Emmanuel Adu Agyeman in das Cafe Paradies auf der Kölner Keupstraße ein, wo er als Gast bei der Film- und Veranstaltungsreihe »Von Mauerfall bis Nagelbombe« von seinen Erlebnissen aus den frühen 1990er Jahren berichtete. Emmanuell Adu Agyeman war Zeuge und Überlebender des Pogroms von Hoyerswerda, wo er als Geflüchteter aus Ghana Anfang 1991 untergebracht wurde. Als Betroffener von rassistischer Gewalt der Wendezeit konnte er den Menschen von der Keupstraße erzählen, wie die Geflüchteten und ehemaligen Vertragsarbeiter*innen mit dem Terror der Straße, aber auch mit behördlicher Willkür und strukturellem Rassismus umgegangen sind, sich gewehrt und organisiert hatten. In einer Zeit, in der auf der Keupstraße seit der verheerenden Nagelbombe des NSU und der fast zehn Jahre andauernden Opfer-Täter-Umkehr noch große Sprach- und Hoffnungslosigkeit herrschte, machten die Erinnerungen von Überlebenden wie Emmanuel Adu Agyeman den Betroffenen der Keupstraße Mut, auch über das Unrecht zu sprechen, das ihnen widerfahren war. So wie die Kämpfe der Opfer des Pogroms von Hoyerswerda die antirassistische Bewegung und die Geflüchteten selbstorganisation nach dem Mauerfall begründeten, begann an jenem Abend im Cafe Paradies die Solidaritätsbewegung zum NSU-Komplex.

Im Sommer 2013 lud Dostluk Sineması Emmanuel Adu Agyeman mit seiner Familie erneut nach Köln ein, um noch einmal mit ihm

über seine bewegte Geschichte ins Gespräch zu kommen. Aus dem langen Audiointerview veröffentlichte das Kollektiv 2014 den folgenden Text in ihrer Publikation »Von Mauerfall bis Nagelbombe«.



»Es war jedes Mal ein großer Kampf«

23. Februar 2014. Interview mit
Emmanuel Adu Agyeman

Emmanuel, Du bist als Flüchtling aus Ghana nach Hoyerswerda gekommen. Welche Situation hast Du dort vorgefunden?

Ich bin nicht direkt nach Hoyerswerda gekommen, sondern wir sind zunächst in Frankfurt gelandet, das war im Januar 1991. Von dort aus sind wir nach Limburg gebracht worden, wo wir medizinisch untersucht wurden, woraufhin wir nach Schwalbach und danach, im März, nach Hoyerswerda geschickt wurden. Das war die Zeit kurz nach dem Mauerfall. Damals wurde jeder, der Asyl in Deutschland beantragte, nach Ostdeutschland geschickt. So sind wir nach Hoyerswerda gekommen.

Warum bist Du nach Deutschland gekommen und welche Erwartungen hattest Du an Deutschland?

Mein Bild von Deutschland ... Wir haben uns niemals vorgestellt, dass wir mit Rassismus konfrontiert werden würden. Denn wir dachten, dass die Deutschen zivilisiert seien würden, aufrichtige und offene Menschen. Als ich die Entscheidung traf, Ghana aus politischen Gründen zu verlassen, suchte ich Deutschland als Ziel aus. Ich kannte einige Ghanaer, die auch in Deutschland Asyl gesucht hatten. Sie führten hier ein gutes Leben, denn sie waren in Westdeutschland untergebracht worden. Aber wir hatten das Pech, in die ehemalige DDR geschickt zu werden, wo wir mit sehr viel Rassismus konfrontiert wurden.

Habt Ihr bereits vor den Tagen des Pogroms von Hoyerswerda Rassismus erfahren müssen?

Am Anfang, in Limburg, haben wir viele gute Erfahrungen mit den Leuten dort gemacht. Als wir nach Ostdeutschland geschickt wurden, haben uns andere Flüchtlinge, die schon länger dort waren, erzählt, dass der Ort nicht so gut sei und dass man unmöglich in dieser Gegend bleiben könne. Wir haben das

am Anfang nicht geglaubt. Aber man muss da bleiben, wohin man geschickt wird, sonst stecken sie dich in einen Bus und schicken dich wieder dorthin zurück.

Was für eine Situation hast Du in der Flüchtlingsunterkunft in Hoyerswerda vorgefunden? Woher kamen die anderen Flüchtlinge? Und was für Menschen hast Du dort kennengelernt?

Als wir nach Hoyerswerda geschickt wurden, waren wir 15 Ghanaer, drei Äthiopier, zwei Marokkaner und fünf Nepalesen. Wir wurden zusammen mit dem Bus aus Schwalbach geradewegs nach Hoyerswerda gebracht. Es war kein Flüchtlingslager im eigentlichen Sinne. Wir lebten in der Thomas-Müntzer-Straße, in einer alten russischen Kaserne. Wir kamen gegen 10 Uhr abends an und sahen ein paar schwarze Leute dort. Leider waren die aus Angola und sprachen nur Portugiesisch und Französisch. Wir aus Ghana sprechen Englisch. Glücklicherweise sprach einer von uns Französisch, da er eine Zeitlang an der Elfenbeinküste gelebt hatte. Wir fragten sie, wie die Situation in Hoyerswerda sei und sie sagten, nicht so gut. Sie waren schon seit drei Monaten dort. Sie erklärten uns, dass wir jeden Tag zur Asylstelle gehen und dort ein Formular unterschreiben müssten, um zehn D-Mark zu erhalten. Nach ein paar Tagen trafen wir uns mit den Angolanern und beschlossen, diese Situation zu ändern, denn jeden Tag zur Asylstelle zu gehen, um Geld für das tägliche Essen zu erhalten, war einfach eine Zumutung. Manche Leute wollten auch reisen und ihre Verwandten in anderen Orten besuchen – aber wie willst du reisen, wenn du jeden Tag das Formular unterschreiben musst? Wir führten eine sehr harte Diskussion mit den Leuten von der Asylstelle und

forderten, entweder monatliche Zahlungen zu erhalten oder wir würden nicht mehr kommen zum Unterschreiben. Nach einer Woche Boykott hatten wir schließlich Erfolg und sie gaben nach und sagten zu, uns am Ende des Monats das Geld auszuzahlen.

Die Flüchtlingsunterkunft in der Thomas-Müntzer-Straße war nicht weit von dem Haus in der Albert-Schweitzer-Straße entfernt, wo die Vertragsarbeiter aus DDR-Zeiten wohnten. Wann habt Ihr sie kennengelernt?

Fußläufig war das Haus in der Albert-Schweitzer-Straße etwa 15 oder 20 Minuten von unserer Unterkunft entfernt. Zunächst wussten wir nicht, dass Mosambikaner in Hoyerswerda waren. Aber sie wussten über uns Bescheid und kamen vorbei, um uns kennenzulernen. Das Problem war, dass sie kein Englisch, sondern nur Deutsch und Portugiesisch sprachen. Die Kommunikation war schwierig, aber wir konnten uns mit Zeichensprache verständigen. Sie waren sehr freundlich und boten uns an, mit ihnen in die Stadt zu gehen. Am Wochenende nahmen sie immer ein paar Leute mit, die gern in Clubs gingen und holten sie mit ihren Motorrädern ab. Jedes Mal, wenn sie abends ausgingen, gab es Auseinandersetzungen, denn die Deutschen mochten keine Schwarzen Leute in ihren Diskos. Aber die Mosambikaner sagten: »Wir leben hier, wir gehören dazu, wir sind Teil der Gesellschaft, also sind wir berechtigt in den Club zu gehen.« Jedes Mal beleidigten die Deutschen unsere Leute und legten sich mit den Mosambikanern an, bis es zum Kampf kam und die Polizei gerufen wurde.

Bist Du nicht in Clubs gegangen?

Nein, ich bin nie in die Disko gegangen. In der Zeit, als ich aus Ghana kam, war ich religiös eingestellt. Mein Glaube verbot mir, Alkohol zu trinken und in Clubs zu gehen. Aber in der Zeit in Deutschland hat sich mein Leben geändert (lacht).

Hattest Du selbst verbale oder auch physische Auseinandersetzungen in Hoyerswerda erlebt?

Ja, einmal habe ich eine Auseinandersetzung erlebt. Wir waren zwei Nigerianer und fünf Ghanaer, die regelmäßig in eine Kirche gingen, die Johanniskirche. Die Leute dort waren sehr nett. Ich zeigte ihnen, wie man in Ghana Messen abhielt, und dann zeigten sie uns, wie Messen hier abgehalten wurden. An einem Tag, als wir zu einem Jugendtreffen der Kirche gingen, trafen wir unterwegs auf eine Gruppe von Skinheads. Sie grölten, blockierten unseren Weg und sagten: »Ihr kommt hier nicht durch.« Wir versuchten zurück zu rennen, aber dabei fiel ich hin und sie konnten mich festhalten. Sie schlugen mit allem, was sie in die Hände bekamen. Ich versuchte mich zu wehren. Die Leute von der Kirche riefen die Polizei, die zum Glück schnell kam und intervenierte. Die Polizei befragte mich, wie es dazu kommen konnte. Ich konnte kein Deutsch, also versuchte ich es auf Englisch, aber sie verstanden mich nicht.

Wurden die Skinheads festgenommen?

Ja, sie wurden verhaftet, aber sie sagten, dass ich sie angegriffen hätte. Die Polizei brachte mich zu dem Kirchengelände, wo die jungen Leute von dort mich verteidigten. Aber alles, was sie machten, war, mich mit dem Polizeiauto zurück zur Thomas-Müntzer-Straße zu fahren. Und dann: »Tschüss, das war's.«

Wie lange warst Du in Hoyerswerda, bevor die sogenannten »Tage von Hoyerswerda« begannen?

Wir waren acht Monate lang da, als der große Angriff kam. Aber schon vor dem großen Angriff erlitten wir viele, viele Angriffe, zum Beispiel wenn wir einkaufen gingen oder auf dem Weg zu den mosambikanischen Freunden. Leute grölten uns etwas zu und wir wurden mit Bananen beworfen. Wir erzählten es unseren Sozialarbeitern. Ganz am Ende, als die Mosambikaner für immer weggehen sollten, erlitten sie die große schwere Attacke, drei Tage lang. Es begann an einem Dienstag und dauerte bis Mittwoch, Donnerstag an. Aber sie waren wirklich gut ausgestattet und verteidigten ihr Leben. Es war eine brutale Sache. Am nächsten Tag hörten wir, dass die Angreifer fertig waren mit den Mosambikanern, denn diese verließen Hoyerswerda am Freitagmorgen. Auch diejenigen, die noch nicht bereit waren zu gehen, wurden noch am selben Tag gezwungen zu gehen, denn die Auseinandersetzung war so brutal. Dann entschieden sie, in die Thomas-Müntzer-Straße zu kommen. Es war ein Freitagmorgen und unsere Sozialarbeiter kamen zu uns und sagten, niemand sollte aus dem Haus gehen. Nach den Attacken auf die Mosambikaner wussten sie, dass die Angreifer mit der Thomas-Müntzer-Straße weitermachen würden. Wir sollten nicht rausgehen. Also deckten wir uns morgens früh noch schnell mit Einkäufen ein und warteten dann, was passieren würde.

Wie viele Leute lebten im Flüchtlingsheim?

Es waren glaube ich 33 Ghanaer und Ango-

laner, zwölf Nigerianer, elf aus Bangladesch und sehr viele Osteuropäer, Jugoslawen und Rumänen. Insgesamt müssen es über 300 Menschen gewesen sein.

Was passierte dann?

Es begann gegen 18 Uhr. Da war eine Gruppe von Leuten auf Motorrädern. Sie stellten sich vor unser Heim auf und schmissen Steine. In dem Moment begannen wir, Panik zu verspüren. Gegen 20 Uhr hörten wir einen lauten Krach. Neben unserem Heim war ein großer Wald, da kamen sie her. Sie zündeten Feuer auf der Straße an. Dann nahmen sie die Müllcontainer, um die Straße von beiden Seiten zu blockieren, so dass kein Auto durchkommen konnte. Es gab auch eine Straßenbahnlinie, die vor unserem Heim entlangführte, aber nur bis 20 Uhr. Deswegen hatten sie diese Uhrzeit ausgesucht.

Du denkst also, es war gut organisiert?

Ja, es war gut organisiert. Denn zu jeder anderen Zeit wäre die Polizei eingeschritten, wenn die Straßenbahn blockiert worden wäre. Also warteten sie, bis die Straßenbahn nicht mehr fuhr. Die privaten Autos drehten um und fuhren davon.

Wie viele Leute waren es?

Es waren viele, bestimmt 30 bis 35 Leute. Es waren Skinheads, einige aus Dresden. Sie begannen Steine zu werfen und andere Dinge. Die Jugoslawen und die Rumänen begannen, zurück zu kämpfen. Sie kamen zu unseren Räumen und riefen uns zu: »Hey, Kollege, alles, alles!« Wir verstanden nicht, was sie mit »alles, alles« meinten. Sie meinten, wir soll-

ten alle kommen und die Leute bekämpfen, denn wir waren mehr als sie. Aber die waren gut vorbereitet und warfen mit Steinen, schossen mit Gaspatronen und allem Möglichen. Ich sagte, es ist zu gefährlich, sich ihnen entgegenzustellen. Unsere Leute warfen mit Flaschen und ähnlichem zurück, mit Tellern, mit allem, was sie in die Hände bekamen. Die Sozialarbeiter riefen die Polizei, aber die Polizei von Hoyerswerda konnte sich gegen den Mob nicht durchsetzen. Sie riefen Unterstützung aus Cottbus und anderen Ortschaften, glaube ich. Aber die kam sehr spät, erst um fünf Uhr morgens. Bis dahin hatten die Nazis alles zerstört, alle Fenster und alles.

Was war mit der Polizei, die an den drei vorhergegangenen Tagen zu den Angriffen in der Albert-Schweizer-Straße gerufen wurde?

Die Polizei war dort, aber sie hatte nicht geglaubt, dass die Angreifer auch zur Thomas-Müntzer-Straße kommen würden. Das Motiv der Skinheads war: »Die schwarzen Leute sind hier, nehmen uns die Arbeit weg« und so weiter. Deshalb dachte die Polizei, es geht um die Vertragsarbeiter, die dort sind. Aber die Flüchtlinge haben ja keine Arbeit, also dachten sie vielleicht nicht, dass sie zu uns kommen würden. Deshalb nahmen die Polizei keine Sicherheitsmaßnahmen vor. Danach, auch mit der Verstärkung von Einheiten der umliegenden Orte, konnte die Polizei die Angriffe nicht unter Kontrolle bringen. Drei Tage lang haben die Angriffe in der Thomas-Müntzer-Straße andauert. Freitag, Samstag, Sonntag. Nachts waren es nicht so viele Leute, etwas über dreißig, aber am Samstagmorgen, als sie sahen, dass sie Erfolg hatten, kamen ganz viele: Nazis aus ganz Ostdeutschland, aus Dresden und überall her. Es waren hunderte. In dem Mo-

ment rief die Polizei Verstärkung. Es kamen Hubschrauber aus Westdeutschland mit Polizeieinheiten. Alle 15 Minuten landete einer und setzte eine Menge Polizisten ab. Die Polizei umstellte das Haus Samstagnacht und am Sonntag. Am Montagmorgen kamen Beamte von der Behörde, die für den Aufenthaltsstatus von Flüchtlingen zuständig war, zu uns. Sie sagten, dass Hoyerswerda nicht sicher für uns sei und dass sie uns von dort weg an einen sicheren Ort bringen würden. Wir sagten, wir würden Hoyerswerda unter einer Bedingung verlassen: Sie sollten uns in einem Ort in Westdeutschland unterbringen, andernfalls würden wir in Hoyerswerda bleiben und dort sterben. Wir versuchten herauszufinden, wohin sie uns bringen würden, aber sie sagten, der Ort sei geheim, denn sie wollten nicht, dass die Skinheads das Ziel herausfänden und uns dort wieder attackierten. Wir aber wollten nach Westdeutschland, weil wir uns nur dort sicher glaubten. Wir diskutierten von acht Uhr morgens bis weit in den Nachmittag, aber es gab keine Einigung. Sie wollten uns das Ziel nicht nennen, aber wir wussten mittlerweile, dass es sich um einen Ort in Ostdeutschland handeln müsste, denn unsere Sozialarbeiterin hatte uns gesagt, dass wir in eine Flüchtlingsunterkunft aufs Land geschickt werden sollten. Wir waren als Ausländer in der Stadt schon nicht sicher. Aber außerhalb der Stadt würden sie kommen und uns töten. Also mussten wir dagegen ankämpfen. Wir sagten, dass wir entweder in Hoyerswerda bleiben oder nach Schwalbach bei Frankfurt zurückkehren wollen würden. Sie hatten mittlerweile Busse organisiert. Dann sagten sie, entweder wir wären kompromissbereit und stiegen in den Bus, oder sie müssten die Polizei, die auch schon müde sei, aus Hoyerswerda abziehen. Wenn die Skinheads dann kämen, gäbe es

niemanden mehr auf unserer Seite. Wir hatten keine Chance. Sie gaben uns eine Stunde, um unsere Sachen zu packen. Alle waren sehr enttäuscht. Wir wussten nicht, wohin sie uns bringen würden. Sie setzten uns nach Nationalitätszugehörigkeit entsprechend in die Busse. Nur die Fahrer erhielten Instruktionen. Die Busse wurden von zwei Polizeimotorrädern vorne und einem Polizeibus hinten eskortiert.

Wie war die Situation, als Ihr in die Busse gestiegen seid? Waren Leute aus Hoyerswerda anwesend?

Ja, sehr viele. Sie grölten und klatschten.

Waren das normale Leute, die dort standen, oder nur Nazis?

Zu dem Zeitpunkt, als wir fuhren, waren keine Nazis da, nur Bewohner von Hoyerswerda. Männer, Frauen, Kinder. Der ganze Platz war voller Leute, als wir in die Busse stiegen. Der ganze Platz. Die Bewohner waren glücklich. Es gab auch ein paar, die sich nicht freuten. Aber die große Mehrheit freute sich, als sie sahen, dass wir in den Bussen weggebracht wurden.

Dann fuhr Ihr los.

Wir wurden nach Meißen gefahren. Es gab schon ein paar Vietnamesen, die dort waren. Wir dachten an das, was die Sozialarbeiterin gesagt hatte: Dass der Ort nicht sicher für uns sei. Also beschlossen wir, nicht aus dem Bus auszusteigen. Wir weigerten uns. Schließlich gingen die Fahrer und auch die Polizei weg. Wir schliefen im Bus. Am nächsten Morgen gingen die Angolaner weg, wir

wussten nicht wohin, sie gingen einfach davon. Wir Ghanaer überlegten, nach Schwalbach zurückzufahren. Das Problem war, dass einige von uns kein Geld hatten. Wie sollten wir nach Schwalbach kommen? Also schmiedeten wir einen Plan. Wir würden uns bei der Sozialstelle melden und sobald wir am Ende des Monats das Geld empfangen würden, würden wir davonlaufen und nach Schwalbach zurückkehren. Ich sprach also mit den Sozialarbeitern und sagte, dass wir uns entschieden hätten zu bleiben.

Zu unserem Glück kam dann eine Gruppe aus Berlin, die wir gar nicht kannten, zu uns nach Meißen. Sie hatten über die Angolaner herausgefunden, wo wir hingebracht worden waren. Dann kamen sie, um uns zu treffen und sich mit uns zusammzusetzen. Wir erzählten ihnen unsere Geschichte, was passiert war. Sie erklärten, dass sie uns helfen wollten, aber nicht viel Macht hätten. Sie boten uns an, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Sie wollten uns helfen, in Berlin für unsere Legalisierung zu kämpfen. Sie könnten uns nichts versprechen, aber sie würden ihr Bestes tun. Innerhalb unserer Gruppe gab es Uneinigkeit – einige wollten nach Schwalbach, andere, darunter ich, waren für Berlin. Wir fuhren dann heimlich und unauffällig ohne unser Gepäck mit dem Zug über Dresden nach Berlin-Lichtenberg. Als wir ankamen, waren Leute da, organisierte Leute, die uns empfingen und unsere Sachen hatten. Sie fuhren mit uns nach Neukölln, wo wir übernachten konnten. Sie machten Essen für uns und Frühstück am nächsten Tag. Dann mussten wir überlegen, was als nächstes zu tun sei. Sie schlugen vor, als erstes Kirchenasyl zu beantragen, denn wir waren ja nicht legal in Berlin und konnten jederzeit von der Polizei aufgegriffen und nach Meißen gebracht werden.

In Berlin trafen wir auch wieder auf die Angolaner, die dort Asyl beantragt hatten. Wir waren 23 Ghanaer und 10 Angolaner, 33 insgesamt, die nach Berlin gekommen waren, um für ihre Legalisierung zu kämpfen. Aber es war nicht einfach. Wir mussten einen ganzen Monat kämpfen, um in Berlin bleiben zu dürfen. Unsere Unterstützer waren wirklich schlau und sie bestärkten uns zu kämpfen. Sie gaben uns alle nötigen Informationen.

Der erste Schritt war, Kirchenasyl zu beantragen. Denn wenn du einmal unter dem Schutzschirm der Kirche stehst, kann kein Polizist dich aus Berlin rausbringen. Sie kontaktierten noch am gleichen Tag verschiedene Kirchen für uns. Wir gingen ins Café Grenzenlos in der Oranienburger Straße, wohin sie einige Kirchenvorsteher einluden. Sie kamen, aber die waren nicht glücklich über unseren Kirchenasylantrag. Wir mussten es argumentativ durchkämpfen. Aufgrund meines religiösen Hintergrunds kannte ich die Bibel sehr genau. So konnte ich mit der christlichen Lehre argumentieren. Ich appellierte an die Kirche, ihre Aufgabe wahrzunehmen, den Menschen zu helfen. Aber es dauerte den ganzen Tag. Sie gewährten uns eine Woche Kirchenasyl und verteilten uns auf verschiedene Kirchen. Sie waren ganz schön schlau, denn so wollten sie uns spalten. Sie sagten zum Beispiel, dass unsere Unterstützer keine guten Menschen seien und wir uns nicht an sie halten sollten. Und dass wir besser zurück nach Meißen gehen sollten, weil uns sonst die Polizei holen und zurück nach Ghana schicken würde.

Wir erreichten, dass ein Treffen mit dem Innensenator, Dieter Heckelmann, dem Kirchenvorsteher, unseren Unterstützern und mir als Sprecher unserer Gruppe vereinbart wurde. Das war sozusagen die Stunde der Entscheidung. Die Diskussion dauerte vie-

le Stunden. Heckelmann sagte schließlich, dass nur diejenigen Leute in Berlin bleiben könnten, die ihren Asylantrag dort gestellt hätten. Aber wir anderen, die ihren Asylantrag in Schwalbach gestellt hatten, sollten zurück nach Schwalbach gehen. Ich war so enttäuscht, aber unsere Unterstützer ermutigten uns, nichtsdestotrotz weiterzukämpfen. Der Plan war, dass auch diejenigen, die vom Senator in Berlin angenommen worden waren, das Angebot nur unter der Bedingung annehmen sollten, wenn alle in Berlin legalisiert würden. So konnten wir erneut in Verhandlungen treten. Wir kamen außerdem zu dem Entschluss, dass wir an einem Ort wohnen wollten. Unsere Unterstützer schlugen einen Ort in Zehlendorf vor. Es dauerte drei Tage, bis wir erreicht hatten, dass sie uns dort unterbrachten. Das war die Gegend, in der auch der Oberbürgermeister von Berlin lebte. Die Anwohner beschwerten sich und hatten Angst, dass die Nazis wegen uns jetzt nach Zehlendorf kommen würden. Sie übten Druck auf den Senator aus. Einen ganzen Monat lang bekam der Senator jeden Tag Anrufe. An einem Tag gingen die Anwohner dann zu seinem Büro und forderten:

»Entweder ihr bringt die Leute weg von hier, oder es wird dir nicht gut ergehen.« Der Senator stand unter großem Druck und so sagte er eines Tages: »Gebt mir die Namen von diesen Leuten und ich werde sie alle unter das Kontingent von Berlin stellen« und alle erhielten eine Duldung. Dann verteilten sie uns auf verschiedene Flüchtlingsheime in Berlin.

Wann war das?

Das war in September. Insgesamt hatte der ganze Prozess – von Hoyerswerda bis Meißen nach Berlin, bis zu unserer Duldung –

zwei Monate gedauert. Aber damit hörte es nicht auf. Unsere Unterstützer waren weiterhin für die Legalisierung anderer Flüchtlinge in Berlin aktiv. Das war nicht einfach.

Danach hast Du in Berlin gelebt?

Ja, ich blieb in Berlin, bis ich meine Aufenthaltserlaubnis bekam. Es ist nicht erlaubt zu arbeiten, bis das Arbeitsamt dir einen Job besorgt. Alle drei Monate gehst du zum Arbeitsamt und fragst, ob sie einen Job für dich haben. Andernfalls gehst du zum Sozialamt, um deine Sozialleistungen zu beziehen. Im August 1993 bekam ich meine Aufenthaltserlaubnis, so dass ich in Deutschland studieren, arbeiten oder tun konnte, was immer ich wollte.

Hoyerswerda 1991 gilt als das erste Pogrom gegen Flüchtlinge in Deutschland nach der Wende. Danach gab es häufig massive Attacken gegen Flüchtlingsheime in Ostdeutschland wie Rostock-Lichtenhagen und auch in Westdeutschland wie in Solingen, wo Menschen starben.

Als Du in Berlin gelebt hast, hast Du bestimmt von diesen Angriffen erfahren?

Wir erfuhren von all diesen Angriffen. Auch von Rostock, wo das Flüchtlingsheim angezündet wurde. Zusammen mit der Unterstützergruppe fuhren wir nach Rostock, um dort zu demonstrieren. Es war eine sehr große Demonstration. Es gab eine ganze ghanaische Community, die nach Rostock fuhr und mit Trommeln und Kriegsgesängen an der Demo teilnahm. Wir demonstrierten auf die ghanaische Art. Einige der Bewohner von Rostock gefiel es und sie schlossen sich uns an.

Auch in Hoyerswerda gab es eine große Demonstration.

Stimmt. Das war am Sonntag, nachdem wir Hoyerswerda verlassen hatten. Es gab eine sehr große Demonstration von Leuten aus Berlin, die in ganz Hoyerswerda demonstrierten. Es waren tausende.

1993 wurde dann das Asylgesetz in Deutschland geändert. Damit wurden die rassistischen Angriffe unsichtbarer. In dieser Kontinuität steht ja auch die Mord- und Anschlagserie des NSU. Letztes Jahr haben wir Dich zu unserer Veranstaltungsreihe in die Keupstraße eingeladen, um uns über die Erfahrungen mit diesen rassistischen Anschlägen und auch dem behördlichen Rassismus auszutauschen.

Was hat sich seit den frühen 1990er Jahren geändert?

Es hat sich nicht viel verändert. Ich kann mich erinnern, wie es war, als ich anschließend nach Frankfurt/Main kam, nach zehn Jahren in Berlin. In Berlin hatte ich niemals Rassismus erlebt, in der Gegend, wo ich lebte, in Schöneberg, Kreuzberg, Neukölln. Die Deutschen dort waren den Mix gewöhnt. Aber als ich nach Frankfurt kam, sah ich, dass die Atmosphäre anders war als in Berlin. Einen Nachmittag war ich in der U-Bahn-Station Hauptwache in Frankfurt. Ich ging hinein und dort waren zwei Security-Männer, die auf mich zukamen. Sie fragten mich: »Was machst du hier?« Da wurde ich sauer und sagte: »Warum kommen Leute wohl hierher?« Sie sagten: »Wir sehen dich schon eine ganze Weile hier herumstehen. Wir möchten wissen, was du hier tust. Zeig uns dein Ticket.« Ich weigerte mich und wurde

schließlich brutal verhaftet und mit Knüppeln zusammengeschlagen. Ich hatte überall Wunden. Als die Polizei kam, habe ich meine Aussage gemacht, aber anschließend wollten sie mir noch nicht einmal einen Krankenwagen rufen. Ich musste darauf bestehen. Danach kontaktierte ich eine Anwältin und brachte den Fall vor Gericht. Das Gericht tagte über eine Woche zu dem Fall, bis ein Urteil gefällt wurde. Sie urteilten, dass die Security-Leute Unrecht hatten, aber mir wurde zur Last gelegt, dass ich mein Ticket nicht vorgezeigt hatte. Also wurde der Prozess mit einem Vergleich beschlossen, so dass keine der beiden Seiten zahlen musste. Das Gericht übernahm die gesamten Kosten. Meine Anwältin wollte in Revision gehen, aber ich lehnte ab. Ich wollte es dort abbrechen.

Gerade Frankfurt ist ja bekannt für rassistische Kontrollen, wenn man zum Beispiel an die Skandale über das sogenannte racial profiling der letzten Jahre denkt ...

Das war der Grund, warum ich letztlich Frankfurt verließ. Mir war klar geworden, dass Frankfurt auch kein sicherer Ort zum Leben ist. Überall wo man hingeh, ist Sicherheitspersonal, es werden einem dumme Fragen gestellt. Dann zog ich mit meiner Familie in ein kleines Dorf bei Darmstadt. Außer uns lebten dort aber nur Weiße. Besonders für meine Frau, die zu dieser Zeit keine Arbeit hatte und deshalb viel zu Hause war, war die Situation schwierig, da wir keinen Kontakt zu den Menschen dort bekamen. Deshalb zogen wir dann nach Darmstadt, wo wir seitdem leben. Manchmal fahre ich nach Frankfurt zu einem großen afrikanischen Geschäft, wo wir ghanaische Produkte kaufen. Als wir einmal dort waren, hat mein Sohn mich gefragt, warum wir denn nicht in Frankfurt leben wür-

den. Ich sagte, nein, ich habe in Frankfurt gelebt und habe es aus gutem Grund verlassen. Ich habe ihm davon erzählt, warum ich mich entschieden habe, wegzuziehen.

Du bist später noch einmal nach Hoyerswerda gefahren. Was hast Du dort erlebt?

Das war, als Hoyerswerda zehn Jahre lang her war. Eine Unterstützerin von damals, die als erste zu uns nach Meißen kam und uns später in Berlin in unserem Kampf maßgeblich unterstützt hatte, lud mich ein, mit dorthin zu fahren und Interviews mit den Bewohnern von Hoyerswerda zu führen. Wir fuhren also hin, gingen in die Thomas-Müntzer-Straße und sprachen dort mit den Leuten. Viele von damals lebten aber schon nicht mehr dort. Viele waren noch sehr jung, als die Ereignisse geschahen, andere wussten nur aus Erzählungen davon. Später trafen wir den Bürgermeister von Hoyerswerda, Horst-Dieter Brähmig. Er war wirklich sehr nett zu uns. Er lud mich und meine Familie wieder nach Hoyerswerda ein. Als ich mit meiner Frau und meinem Sohn, der damals noch ein Baby war, hinfuhr, entschuldigte er sich offiziell bei uns für das, was passiert war. Er ist mir ein richtiger Freund geworden.

Aber 2012 seid Ihr doch noch einmal nach Hoyerswerda gefahren, zusammen mit Unterstützer_innen und Manuel Alexandre Nhacutou, einem ehemaligen mosambikanischen Vertragsarbeiter. Wie war da die Situation? In den Filmaufnahmen von Julia Oelkers und Lars Maibaum sieht man, dass Ihr wieder attackiert worden seid.

Das war in der Albert-Schweizer-Straße. Wir waren eingeladen, uns anzuschauen, wie das ehemalige Wohnhaus der Vertragsarbeiter heute aussieht. Als wir dort ankamen, trafen wir auf eine Gruppe von Leuten unter einem Baum, die sagten: »Seht euch das an, eine Gruppe schwarzer Leute.

Sie kommen wieder zurück. Schaut euch das an, vor so vielen Jahren sind sie gegangen und jetzt kommen sie zurück.« Jemand holte Bananen und rief: »Hier, Bananen für euch.« Unser Kameramann filmte die Szene, aber die Leute sagten: »Hört auf zu filmen.« Sie wollten uns sogar angreifen. Wir riefen die Polizei. Und das war seltsam, denn selbst in Anwesenheit der Polizei waren wir nicht sicher. Die Polizei kam und sagte:

»Wir helfen euch, sobald ihr aufhört zu filmen.« Der Kameramann erwiderte: »Was bedeutet es denn, wenn ich filme? Diese Leute wollen uns angreifen und deswegen haben wir euch gerufen. Das ist euer Job. Ich mache meinen Job.« Und sie antworteten: »Nein, entweder ihr stellt die Kamera ab oder wir gehen wieder.« Es gab eine heftige Auseinandersetzung mit der Polizei. Obwohl diese Leute uns angreifen wollten, war die Polizei nur damit beschäftigt, den Kameramann vom Filmen abzuhalten. Sie kümmerten sich überhaupt nicht darum, was diese Leute taten. Also riefen wir einen anderen Polizeiwagen, der dann eintraf und half.

Vor kurzem wurde ein neues Flüchtlingsheim in Hoyerswerda eröffnet, das erste seit den Vorfällen 1991. Hast Du davon gehört?

Nein, davon habe ich noch nicht gehört. Ich würde gern hinfahren und den Ort besuchen. Nachdem wir 1991 weg waren, gab es nur einen einzigen Mosambikaner in Hoyerswerda, der mit einer Deutschen verheiratet war und

ein kleines Geschäft dort hatte. Aber er hatte viele Probleme und Auseinandersetzungen, außerdem lief das Geschäft nicht gut, so dass er mit seiner Frau in eine andere Stadt zog. Danach gab es keinen einzigen Schwarzen mehr in Hoyerswerda.

2004 fand der Anschlag auf die Keupstraße statt, wo Nazis versuchten, mit einer Nagelbombe möglichst viele Menschen zu töten. Wir hatten Dich letztes Jahr zu einer Veranstaltung auf der Keupstraße eingeladen, wo Du eines der Opfer dieses Anschlags kennengelernt hast. Was hast Du gedacht, als du seine Geschichte gehört hast?

Als dieser Mann seine Geschichte erzählte, hatte ich das Gefühl, dass die Ausländer keine Chance haben. Warum sollte die Polizei für die Ausländer Partei ergreifen? Denn man kann sich die Situation gut vorstellen: Es war offensichtlich, dass diese Bombe von Nazis, von Deutschen, gelegt worden war. Aber davon wollten sie nichts wissen. Das war genauso, als ich vor Gericht stand wegen des Vorfalles in Frankfurt: Sie verteidigten die Security-Männer, denn sie wollten nicht zugeben, dass der Ausländer im Recht war. Also fanden sie etwas, um die Situation so zu drehen, dass es die Schuld des Ausländers gewesen sei. Das habe ich auch in der Situation in der Keupstraße gesehen. Sie wollten nicht, dass die Öffentlichkeit dachte, dass Deutsche kriminell seien. Also schoben sie alles den Ausländern unter: »Sie waren es!« Ich hatte das Gefühl, dass ich ein Opfer des gleichen Prinzips geworden war: Sie wollten mir nicht glauben. Aber ich sagte die Wahrheit. Ich forderte das Gericht sogar auf, die Kameras, die in jeder U-Bahn-Station hängen, zu überprüfen. Aber sie wollten es nicht tun, denn dann hätten sie herausgefunden, dass

die Security-Männer gelogen hatten. Also überprüften sie die Kameras einfach nicht. Das gleiche ist in der Keupstraße passiert: Sie glaubten den Ausländern einfach nicht, weil sie Ausländer sind. Weil es das Bild der Deutschen ankratzt.

Denkst Du, dass es wichtig ist, über die Erfahrung mit Rassismus zu sprechen? Und war es für Dich schwierig, darüber zu reden?

Es kommt darauf an, wie die Person sich fühlt. Manche Leute regt es emotional sehr auf, sich an diese Ereignisse zu erinnern. Denn das Reden lässt die Erinnerung daran hochkommen, wie einem sein Recht verweigert wurde und es mit Füßen getreten wurde. Viele sagen: »Was passiert ist, ist passiert.« Aber manche möchten ihre Erfahrungen teilen und andere wissen lassen, dass sie Recht hatten und ihnen ihr Recht verweigert wurde. Ich denke, es ist wichtig, den Leuten dies zu erzählen und es öffentlich zu machen, was passiert ist und wie sehr es uns unter die Haut gegangen ist.

Deine Geschichte ist auch eine Geschichte von Stärke und von Solidarität. Ihr habt euch nicht spalten lassen in diesem besonderen historischen Moment und habt auf diese Weise geschafft, Eure Rechte durchzusetzen. Ihr habt die Situation, in der Ihr angegriffen wurdet, in eine Situation gewendet, in der Ihr immer Euren Weg durchgesetzt habt: Ihr habt euch geweigert, den Bus zu verlassen, Ihr habt Euch geweigert, im Osten zu bleiben, habt Euch gegen die Widerstände von Kirche und Politik durchgesetzt und sie in einen Erfolg verwandelt.

Richtig. Es war jedes Mal ein großer Kampf. Und du musst dich viel streiten. Du musst

ihnen zu verstehen geben, dass du wirklich hinter dem stehst, was du sagst. Dass du weißt, was du sagst. Wir kämpften gemeinsam mit Leuten, die uns unterstützt haben. Das war wichtig. Sie sagten uns: »Gebt nicht auf! Ihr könnt weiterkämpfen!« Und dann musst du ein wenig eigenes Selbstbewusstsein aufbringen, um dir zu sagen: »Du kannst es schaffen!«

Gibt es noch etwas, das du hinzufügen möchtest?

Ich bin allen dankbar, die uns geholfen haben bei unserer Legalisierung in Berlin, so dass ich heute mit meiner Familie hier leben kann. Ich bedanke mich auch für diese Einladung.